

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Zu ihm sprach Figisjewski:

„Hört, Knoblat, wir wollen zu der Partei fahren. Ich hab da ein Geschäft. Ich werde handeln und Ihr werdet so Euren Senf dazutun und das nötige Gerede machen; denn ich weiß nicht, was für Sitten bei ihnen sind.“

„Und zu welcher?“ fragte Knoblat.

„Nun, zu der, die hier ist. Es ist doch eine in der Nähe?“

„Also vorerst ist die Partei in Serbienice — aber dort hin fahr ich nicht, wenn Ihr mir hundert Rubel auf den Tisch legt. Dann ist eine in Lucien in der Zuckersabrik, drei Meilen nach der anderen Seite, und noch eine in Mlyne. Die ist aber schon recht weit, jenseits des Flusses, in einem anderen Gouvernement.“

„Und welche ist die stärkere und hat mehr Leute?“

„Jetzt offenbar die in der Zuckersabrik. Früher war die in Serbienice sehr stark, aber seit jenem Ueberfall wurde sie schrecklich dezimiert . . . Dort hin kann ich nicht fahren, versteht Ihr? Da ist etwas passiert . . .“

„Fahren wir in die Zuckersabrik. Wißt Ihr auch, an wen man sich dort wendet?“

„Ob ich's weiß!“

Sie fuhren hin.

Die Zuckersabrik befand sich nicht ganz drei Meilen von der Stadt entfernt. Um diese Zeit war dort die Kampagne in vollem Gange. Sie kamen in der Dämmerung an. Figisjewski blieb bei den Pferden, und Knoblat ging auf Erkundung aus. Nach einer halben Stunde kam er mit zwei Leuten zurück, und die Unterredung begann. Den Leuten von der Partei gefiel die Geschichte. Figisjewski wollte seine Bildung zeigen und sagte bei jedem Wort: verehrte polnische Partei! oder verehrte Herren von der polnischen Partei! was den Genossen offenbar nicht mißfiel. Knoblat zeigte sich sehr geschäftig, lobte die Tapferkeit der Partei, lobte die Ware, ging hin und her und log, wie es sich für einen Vermittler geziemt.

Die Leute von der Partei sprachen lang und breit, und gingen endlich sich mit den übrigen beraten.

Ein gewisser Waleczak war für das Geschäft besonders begeistert. Es gefiel ihm außerordentlich, daß man auf so wunderbare Weise einen solchen Gegenstand erwerben konnte.

„Man wird einen Mann nach Warschau schicken, — der wird dort aufs Bureau gehen und und sagen: das und das habe ich gebracht. Was die sich freuen werden! Die Genossen vom Zentralkomitee selbst werden jagen: verfluchte Kerle, diese Leute von Lucien! — Darum sollte man das Geld dafür nicht sparen. Es liegen zweihundertfünfzig Rubel erbenntes Kronsgeld da, davon könnte man's bezahlen. Diese Bombe wird uns noch sehr zustatten kommen. Vielleicht ist es in der Tat jetzt so still geworden, weil dergleichen Dinge so schwer erhältlich sind. Und wenn es bald aufs neue kracht — so werden wir wissen, daß es diese ist, unsere!“

„Nur langsam, — sagte ein anderer. — Nur nicht so eilig! Noch haben wir nichts gekauft . . . Gib Du acht, um was es sich hier handelt! Paß auf, Du Dummkopf, mit wem man's zu tun hat. Das sind gerissene Kerle! Diese Leute aus Szlamowce, das ist Paß und Gefindel, ganz obfure Schinder . . .“

„Uns haben sie nicht geschadet.“

„Sie hatten noch keine Gelegenheit dazu.“

Weszydi, der Gehilfe des Maschinisten, in der Partei „der Schlüssel“ genannt, war ein durchtriebener und vorsichtiger Parteifuchs. Er sprach mit dem Direktor, wenn es galt, für alle einzutreten, durch ihn wurden die wichtigsten Angelegenheiten mit den Leuten, die von der Partei kamen, erledigt. Er führte jene durchaus nicht empfohlenen, doch ebenso wenig verbotenen Expeditionen auf Kronschinken an und wußte es so einzurichten, daß die Polizei den Leuten von der Zuckersabrik noch nie in den Weg kam. Er war in der Gegend von den Zeiten der Landarbeiterstreiks her bekannt und herrschte uneingeschränkt in seiner Organisation. Dennoch ließ er die Leute zur Beratung zusammenrufen und legte ihnen die Angelegenheit vor.

Man beriet ungefähr eine halbe Stunde.

„Ja, woher wissen wir denn, ob das eine wirkliche Bombe ist? Es kann ja Blei oder Schrot darin sein! Wie soll man denn die Nahe im Sack kaufen?“

„Er sprach von irgendeinem Brief eines Menschen, der zur Partei gehörte.“

„Einen Brief kann man fälschen.“

„Laßt sehen! Was kann es schaden, wenn wir probieren? Es kann ja auch wahr sein. Sie haben mit uns noch nie was vorgehabt, die Sache kann doch ihre Richtigkeit haben.“

„Und jetzt, — was bieten wir?“

„Der Schuft will hundert Rubel.“

„Was? Ist er verrückt geworden?“

„Davon reden wir noch. Man kann die Hälfte herunterhandeln oder mehr, denn wem kann er sie denn verkaufen?“

„Er sagt, er habe einen Käufer in Warschau, der fünfzig Rubel bietet, einschließlich der Ablieferung. Nur meint er, daß es gefährlich sei, eine solche Sache zu transportieren, im übrigen gebe er uns gleichsam den Vorzug, weil die Sache uns gehöre, die andern aber seien jüdische Kommunisten und in Wirklichkeit wahrscheinlich Räuber. Ob er lügt, weiß ich nicht.“

„Es geht nicht an, bei einer solchen Sache zu handeln, — dazu mit einem Dieb!“

„Doch muß man darüber reden.“

„Und die Bombe ist hier?“

„Er sagt, er hat sie mitgebracht.“

„Wer weiß, am Ende gibt er sie auch so ab.“

„Wiezo?“

„Er gibt sie, wenn man sie ihm abnimmt. Man kann ihm ja etwas für die Mühe geben. Sie gehört ja uns, er sagt's doch selbst, der Dieb.“

„In der Tat. Warum sollen die Diebe an der Partei noch verdienen?“

„Ja, aber dieser ältere Schuft hat ausdrücklich hervorgehoben, daß sie es nur aus Vertrauen auf die Ehre der Partei tun. Daß sie mit niemand solche Geschäfte machen als mit uns, weil sie die Partei so hochschätzen.“

„Ehre ist ganz schön. Wir werden ihn auch ehren, wenn er uns die Sache gratis ausliefert. Sie gehört ja uns. Die hundert Rubel kann die Partei zu anderen Zwecken brauchen.“

Es wurden noch verschiedene Vorschläge gemacht. Schließlich begaben sich die Genossen in das anstößende dunkle Zimmer, um ungelesen alles zu sehen und zu hören, und Weszydi und Waleczak führten die beiden Gäste aus Szlamowce in das Vorderzimmer herein.

Figisjewski sah sich forschend im Zimmer um, nahm die Müze ab und sprach:

„Guten Abend den Herrschaften, die dort drin ohne Licht sitzen.“

„Guten Abend auch Ihnen! So ist es uns bequemer . . .“

„Ganz recht, ihr Herren. Man darf in solchen Zeiten keinem Fremden vertrauen. Aber die Angelegenheit, in der ich hier bin, ist sauber . . .“

Als er dies sagte, zeigte er auf ein großes Paket, das in eine Decke eingewickelt war, und legte es feierlich auf den Tisch.

Weszydi ließ die Gäste Platz nehmen und forderte sie auf, das Dokument zu zeigen. Figisjewski holte den Papierfetzen aus seinem großen Portemonnaie heraus.

„Ganz zerrissen und zernütert. Aber so haben wir ihn bekommen. Es ist nicht unsere Schuld.“

„Vorlesen! Vorlesen!“ rief man aus der dunklen Stube. Weszydi, der unter der elektrischen Lampe saß, erhob den Zettel dicht vor die Augen und las mit seiner festen Stimme langsam und deutlich:

„Ihr lieben Leute und Ihr Genossen alle und Genossinnen und Du ganze Partei!“

„Ich werde sehr bald schon gehen, indem ich rufen werde: Nieder mit dem Zarentum! Ihr aber gebt Euch Mühe und sorget nicht um Euer Leben. Denn nur einmal ist der Tod. Schon sind die Tage der höllischen Mächte gezählt. Jetzt heißt es nur, durchhalten! Wägen die Bauern sich rühren, denn unserer sind eine Menge. Für unsere Kränkungen, für unsere Bedrückung, für das Blut, das zu Gott um Rache schreit, mag sich endlich das verirrte Volk erheben! Morgen werde ich gehen. Oder übermorgen spätestens. Und jetzt warte ich

Darauf in diesen vier Wänden wie in einem gemauerten Grab. Aber solange ich noch lebe, werde ich bis zuletzt derselbe sein, als welchen Ihr mich kanntet. Und den anderen vier ergeht es gleich. Obwohl wir nicht mehr zusammensitzen, denn man hat uns vor dem Tode getrennt und einzeln eingeschlossen. Ich werde gehen und sie werden gehen, spätestens übermorgen. Aber der Tag der Beinzählung wird kommen —

Weszycki unterbrach und schwieg eine Weile. Es war still in der Stube, und auch die, die drinnen im Dunkeln saßen, waren still. Nur die Fabrik, die weder Nacht noch Tag stille stand, lärmte vor den Fenstern.

„Dir, Cäcilie Kielza, meinem angetrauten Weib, meinen Abschiedsgruß, meinen Segen und diesen Befehl. So wie ich Dir schon bei unserer letzten Trennung im Gericht gesagt habe: verkürze unsere Kinder nicht, wenn Du einen anderen Bauern heiratest. Dies wird den neuen Kindern keinen Abbruch tun, denn ich sage Dir: heirate einen anständigen Besitzer. Ich wiederhole es noch einmal: heirate den Olesniak, der verwitwet ist, denn die Hälfte unseres Grundes fließt an seinen Grenzrain. Weib bleibt Weib, hört immer auf den neuen Bauern, und seine Kinder sind dann im Vorteil. Du aber sollst nicht so tun. Denk daran, daß die Partei für Dich sorgen und Dir mit Rat beistehen wird. Du warst gut bis zuletzt, und ich schreibe es Dir, weil es wahr ist. Weine, so wird es Dich erleichtern, und spare nicht für Messen, denn mein Tod ist ein Verdienst. Und wenn der Pfarrer gegen mich bellt sollte, so stopf ihm den Mund, glaub ihm nichts, denn unser ist die Wahrheit. Dem Wächter der Kronschänke in Wloclzyk sollst Du sagen, daß nicht ich es war, der ihm den Kopf zer schlagen hat bei jener Arbeit, denn wir waren gar nicht dabei. Vor Gericht hat er es gelehnet, offenbar ist er ein anständiger Mensch. Denn er glaubte es und hat es nur nicht angeben wollen. Mir hat es nichts genützt, denn ich hatte auch so schon genug auf dem Herdholz. Man wird mich hängen, und ich werde mit gutem Gewissen sterben. Und möge das ewige Licht mir leuchten.“

(Fortsetzung folgt.)

2]

Der Arzt.

Eine Erzählung von Sigmund Rein (Kristiania).

„Wenn Sie gegangen sein werden, werde ich zu sprechen anfangen und nicht früher aufhören, bis ich nicht mehr weiter kann. Wie lange, glauben Sie, kann ich das aushalten? Bis heute abend?“

Er lächelte gleichfalls.

„Nun. Aber wenn ich jetzt gehe, sollen Sie alle diese Gedanken aus dem Kopfe jagen und bis abends schlafen. Das sollen Sie machen. Aber wenn Sie erwachen und etwas wünschen sollten, so drücken Sie nur auf den Knopf hier, dann kommt Ihre Wirtin. Sie hat schon Bescheid.“

Sie erfaßte seine Hand.

„Weshalb sind Sie so lieb zu mir? Wenn ich es Ihnen nur irgendwie vergelten könnte. Aber ich kann nichts, nichts tun.“

„Sie sollen das tun, um was ich Sie bitte, dann tun Sie mir etwas. Also wenn ich gegangen bin: erst eine halbe Tasse Milch und dann einen langen Schlaf.“

„Ja, ich will tun, um was Sie mich bitten, wenn ich kann.“

Sie legte auch die andere Hand um die seine, sah ihn an und fragte:

„Sind Sie in Ihre Verlobte verliebt?“

Arli war überrascht.

„Ja, ich bin ihr sehr zugetan. Sonst wäre ich ja auch nicht mit ihr verlobt. Aber denken Sie — daß Sie wissen, daß ich verlobt bin.“

„Ja, ich wußte es. Ich habe danach gefragt. Werden Sie sie heiraten?“

„Ja.“

„Vielleicht im nächsten Monat.“

„Wann?“

„Wenn sie ein Kind erwarten würde, möchten Sie da von ihr gehen?“

„Nein. Noch weniger als jetzt.“

„Das verstehe ich. Ich verstehe das. Nein, Sie möchten sie nicht verlassen.“

Sie schloß die Augen.

„Wie sie Sie gern haben muß. Ich hätte Lust, sie zu sehen. Darf ich ihr einen Gruß senden? Aber sie soll nicht herkommen. Ich will nicht.“

Ihre großen Augen sahen ihn jetzt wieder an.

„Sie wird nicht hierher kommen, wenn Sie es nicht haben wollen. Danke für den Gruß an Sie. Der wird sie freuen.“

Er erhob sich. Sie folgte ihm mit den Augen. Eine Frage lag darin und rang nach Ausdruck.

„Sie haben nicht . . . Sie haben keine Antwort bekommen?“
„Nein, noch nicht. Aber sie kommt sicher in den nächsten Tagen. Vielleicht schon morgen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Die kommt nicht,“ sagte sie tonlos. Dann sah sie ihn wieder an.

Wenn Sie ihn einmal treffen, das könnte ja geschehen, so sagen Sie ihm, daß ich die ganze Zeit an ihn gedacht habe und ihm alles Gute wünsche. Wollen Sie daran denken? Vergessen Sie nicht, es ihm zu sagen, wenn Sie ihn treffen.“

„Ich werd' mich schon daran erinnern. Aber wenn Sie jetzt gesund werden, treffen Sie ihn wohl selbst und sagen ihm das.“

Wieder nahm sie seine Hand zwischen die ihren.

„Wie lieb sind Sie. Danke! danke! für alles. Jetzt sollen Sie gehen. Sie waren schon zu lange hier. Viel Glück für heute Abend!“

„Was, das wissen Sie auch?“

„Ja, meine Wirtin hat es mir erzählt. Es stand ja in der Zeitung.“

„Und Sie denken daran! Sie, die so vieles anderes . . .“

„Sollte ich nicht daran denken. Wenn jemand so lieb zu mir gewesen ist wie Sie. Gott, wenn Ihnen nur alles glücken würde und wenn Sie nur alles bekommen würden, was das Leben Ihnen geben kann.“

„Tausend Dank, Liebe. Jetzt bin ich dessen sicher, daß es gut gehen wird. Leben Sie wohl für heute. Und lassen Sie mich Sie morgen richtig frisch sehen.“

„Ich will mein Möglichstes dazu tun. Leben Sie wohl, Doktor Arli. Dank für — alles.“

Er blieb vor der Tür stehen und sah auf die Uhr. Dann ging er zu Frau Lohde.

Mit Wohlbehagen stieg er die elegante Treppe zu Frau Lohdes Heim heran, das Mahagoniegeländer glitt so kühlend durch die Hand. Das weißgeschürzte Mädchen lächelte und verbeugte sich, er hing den Hut auf, öffnete eine Tür und versank in einem Teppich. Nach jedem Besuche vergaß er stets, wie tief man in Frau Lohdes Teppiche einsank. Er wollte beinahe sagen: sie werden immer tiefer und tiefer und vielleicht war das auch so.

Sie lag auf dem Sofa in einem gelben Seidenkimono, dessen weite Ärmel zurückfielen, als sie ihm die linke Hand reichte.

„Guten Tag, Arli. Endlich kommen Sie.“

„Es geht wohl nicht schlechter?“

„Doch.“

„Das Herz?“

„Alles.“

Er lächelte und ließ sich nieder.

„Na, dann ist es nicht gefährlich.“

„Nicht gefährlich? Ich sterbe Zoll für Zoll.“

„Woran?“

„An Langelweile, Mut, Bosheit, an was Sie wollen.“

„Man kann Ihnen das nicht ansehen.“

Sie stemmte sich auf den Ellbogen und zischte:

„Wenn Sie noch einmal mein Aussehen erwähnen, so schlag' ich Sie ins Gesicht. Ja, das mach' ich, Arli. Ich vertrag' es nicht, an mein Aussehen erinnert zu werden. Was soll ich damit. Es hat niemand Verwendung dafür.“

Arli hörte auf zu lächeln. Er wußte, daß sie tun würde, was sie gesagt hatte. Sie ließ sich müde auf die Kissen fallen.

„Was soll ich machen, Arli?“

„Das weiß ich wirklich nicht.“

„Sie sind mein Arzt, unserer Zeit Seelsorger, Sie müssen etwas finden.“

Er sah da, sah sie an und dachte nach.

„Alles Mögliche hab' ich versucht. Lange Zeit bereitete ich selbst das Essen. Ja, durch mehrere Monate war ich ohne Mädchen, ohne jede Hilfe. Ich kochte, wusch und scheuerte. Aber ich tat es nur, um etwas zu tun zu haben, ohne jede Freude. Ach, wenn ich nur wieder arm wäre und meine Kleider selbst nähen müßte wie in alten Tagen. — Aber da würde es wohl noch ärger werden. Wenn mein Mann mich benötigen würde. Wenn ich doch wenigstens ihm etwas sein könnte. Aber er ist schon ganz zufrieden, wenn ich hier sitze und für ihn schön bin. Nicht einmal eifersüchtig ist er. So wenig benötigt er mich. Aber dann könnte ich mich wenigstens damit beschäftigen, sein graues Haar zu kraufen.“

„Ach, wenn er jung wäre! Dann könnte ich ihn heute lieben und morgen hassen und übermorgen um Verzeihung bitten und dann wieder von neuem beginnen. Er wäre dann eifersüchtig und würde mich bedrücken und erdrücken mit seiner Liebe und seiner Wut. Aber wo kann ich diesen finden, Arli. Hände ich ihn, dann ginge ich sofort zu ihm. Aber ich finde ihn nicht, niemals, niemals. . . Mein Mann ist ein Mann gewesen . . . vor dreißig Jahren. Damals war ich noch nicht geboren. Und jetzt bin ich seine Frau. Ist das nicht wahnsinnig? Weshalb heiratete ich ihn? Sie wissen es. Es war seines Geldes wegen. Ich träumte davon, was ich alles beginnen wollte, wenn ich so reich werde. . . Jetzt weiß ich, was das alles wert ist. Ich hasse diese idiotischen Gesellschaften und diesen Zug durch die ewig gleichen internationalen Hotels. Oh, ich hätte Lust, auf das Dach zu steigen und all sein Geld unter die Leute zu werfen. Aber ich bleibe bei ihm.“

Wohl er es gut bei mir hat und ich es bei ihm gut habe. Er ist nicht bloß mein Mann, er ist auch mein zweiter Vater. Oh, daß er doch ein Mann wäre. Oder, daß ich Ehrgeiz hätte, in Toiletten zum Beispiel. Daß meine sogenannten Freundinnen über meine Toilette neidisch und wütend werden. Aber das langweilt, langweilt mich . . . Oder aber ihnen die Männer wegzuladen. Doch wenn ich diese Männer sehe, wie sie sich einen Händedruck erlitten und dabei aus Furcht vor der Ehehälfte zittern . . . Ach! Wo sind die Männer, Karli . . . Ich habe Gott gesucht. O ich habe ihm geopfert mit überirdischer Flamme. Aber als ich hinter die Kulissen gekommen bin, verlöschte das Feuer. Diese Gottesmänner, die waren so körperlich, und diese Hirten so schmeichlerisch. Aber ich wollte ja gerade den Körper töten und die Stimme betäuben . . . O, wenn ich nur ein Kind hätte. Ich bin in Kinderstiftungen, wir belcheiden dort ein Duzend nach dem anderen. Ich hab' einen Liebesdrang, der niemals gestillt wird. Ich hab' eine Seele und einen Körper, für den niemand Verwendung hat, und meine Brust wird niemals ein Kindermädchen suchen. Wozu bin ich denn hier? Wozu lebe ich? . . ."

Sie schloß die Augen und lag stille dort. Dann fragte sie plötzlich:

"Wie geht es Ihrer Verlobten?"

"Danke, gut."

Sie blinzelt nach ihm durch eine Fuge der Augenlider.

"Wann wollt Ihr heiraten?"

"Im nächsten Monat."

Sie erhob sich und stützte sich auf die Ellbogen.

"Sie werden enttäuscht werden, Karli. Erinnern Sie sich, daß ich es vorausgesehen. Es hat ja keine Bedeutung, was ich sage. Aber denken Sie daran, daß ich es gesagt habe."

Sie ließ sich wieder nieder.

"Weshalb sind gerade Sie verlobt? Weshalb traf ich Sie nicht, bevor Sie es waren?"

Er saß dort, betrachtete sie und dachte, welche Göttergabe die vor ihm Liegende war. Leicht gebräunt, aber die Lippen wie Granaten, und sie selbst geschmeidiger als ein junges Kästchen.

"Wie ging es mit der Näherin, die Sie behandeln?" fragte sie unermittelt.

"Sie hat totgeboren."

"Hat sie geboren!" rief sie, biß die Zähne zusammen und warf die geballten Fäuste über den Kopf. "O, ich hasse sie! Sie erhält, was ich trotz allem Reichtum mir nicht schaffen kann. Weshalb soll sie das Kind haben und ich nicht? Sie hat ja gar keinen Gebrauch dafür, es ist ihr ja nur eine Last. Aber für mich wäre es des Lebens eigentlicher Sinn. O, wie ungerecht ist das."

"Das Kind war tot," jagte Karli leise.

Frau Lohde schnellte auf:

"War es tot? O Herrgott, die Arme. Weshalb war es tot? Wie nahm sie es hin? Wie geht es ihr selbst?"

"Sie stirbt auch, sie auch."

"Sie stirbt? O du guter Gott! Woran?"

"An der Geburt. Sie war so schwach, daß sie diese nicht verträgt."

Oh, das arme Wesen! Weshalb haben Sie mir nicht früher von ihr erzählt. Dann hätten wir sie gestärkt, wir hätten sie aufs Land . . ."

"Das würde nichts genügt haben, das stammt aus früherer Zeit. Unterernährt."

"Ist es denn nicht möglich, sie zu retten? Machen Sie, was Sie können. Dann schicken wir sie später aufs Land, damit sie sich stärkt. Was darf sie essen? Ich will ihr heute nachmittags alles Mögliche zur Stärkung senden. Hat sie alles Notwendige? Kann man sie besuchen? Ich will zu ihr gehen, wenn ich das darf. Das arme Mädchen!"

Sie legte sich rüchlings nieder, mit den Händen unter dem Nacken und starrte vor sich hin.

Karli stand da und betrachtete sie schweigend.

(Schluß folgt.)

Bevölkerungsbewegung.*

Unter Bevölkerungsbewegung versteht man die Veränderung innerhalb einer Bevölkerung. Diese sind entweder die natürlichen der Geburt und des Todes oder die sozialen der Aus- und Einwanderung. Gewöhnlich rechnet man aber auch die Eheschließung und die Binnenwanderung dazu. Im folgenden soll nur über die beiden natürlichen Elemente der Bevölkerungsbewegung (Geburt und Sterblichkeit) gehandelt werden, da sie gerade in den letzten Jahren allenthalben eine besondere Entwicklung gezeigt haben.

I. Geburtsverhältnisse. Das Charakteristische der Bevölkerungsbewegung in allen Kulturländern ist der Rückgang der Geburts- und Sterbeziffern. Anfänglich hatte sich in der neueren Zeit diese Erscheinung auf Frankreich und etwa auf Australien und Schweden allein erstreckt. Aber die jüngste Ver-

gangenheit zeigt dieselbe Erscheinung des Geburtenrückganges allenthalben. Zu seiner Bestimmung wählt man zweckmäßig die Methode, daß man die Zahl der Neugeborenen auf 1000 Frauen im gebärfähigen Alter von 15—49 Jahren bezieht. Es ist die sogenannte „allgemeine Fruchtbarkeitsziffer“. Sie kommt vorzugsweise für die Entscheidung der Frage der Zu- und Abnahme der Geburtenzahl in Betracht. Es betrug nun die allgemeine Fruchtbarkeitsziffer:

in	1876—85	1886—95	1896—1905
Ungarn	172	172	155
Oesterreich	149	148	145
Deutschland	153	146	141.
Italien	148	149	138
Niederlande	150	142	138
Norwegen	127	125	119
Belgien	132	118	114
Schweden	119	117	110
Schweiz	117	110	109
England	135	118	104
Frankreich	99	89	85

So verschieden also auch sonst die Geburtenzahl ist, in dem einen Punkt stimmen alle Länder überein, daß die Fruchtbarkeitsziffer allenthalben in dem letzten Menschenalter zurückgeht. Die Abnahme ist besonders groß in England, auch wenn wir dabei vor Irland, das unter abnormen Verhältnissen steht, absehen. Sie ist ferner in Belgien, den Niederlanden, Ungarn sehr beträchtlich. Aber auch Deutschland zeigt dasselbe Bild. Nur in Oesterreich war sie bisher kleiner. In den allerletzten Jahren hat diese Tendenz sich allenthalben noch weiter ausgebildet. Wir beobachten sie gleicher Weise bei den germanischen wie bei den romanischen Nationen. Von den nichteuropäischen Staaten zeigt Australien dieselbe Erscheinung noch markanter, da hier das Tempo des Rückganges am schnellsten ist. Von den Vereinigten Staaten von Nordamerika liegen bisher keine zuverlässigen Ermittlungen vor, die ein sicheres Urteil zuließen. Doch scheint es auch hier erwiesen, daß die eigentliche amerikanische Bevölkerung selbst eine geringe Fruchtbarkeit besitzt. Ähnlich gestalten sich die Verhältnisse, wenn man bloß die e h e l i c h e Fruchtbarkeit zugrunde legt.

Weniger ausgeprägt ist die allgemeine Geburtenziffer, d. h. die Zahl der Geborenen auf 1000 Einwohner. Immerhin gibt sie die charakteristische Bewegung ebenfalls deutlich wieder. Wieder schneidet Oesterreich am günstigsten dabei ab. Es sind freilich vorwiegend die slawischen Nationalitäten, die sich durch eine große Kinderzahl auszeichnen und dadurch die allgemeine Fruchtbarkeit heben. Uebrigens würde auch für Deutschland sich zeigen, daß die polnischen Landesteile (Posen, Westpreußen, Schlesien) die stärksten Geburtenzahlen haben. Im ganzen muß es als charakteristisch angesehen werden, daß die agrarischen Gebiete nicht ganz so stark am Rückgang beteiligt sind als die mehr industriellen. Freilich erleidet dieser Satz manche Ausnahmen.

Wichtig ist es nun vor allem, die Ursachen dieses allgemein beobachteten Rückganges festzustellen. Es können an sich dafür verantwortlich gemacht werden: die Verminderung der Heiraten, die Erhöhung des Heiratsalters oder die Verminderung der ehelichen Fruchtbarkeit. Die beiden ersteren Momente kommen aber nicht in Betracht, denn die Häufigkeit des Heiratens hat eher zugenommen. Andererseits hat wohl im Durchschnitt das Heiratsalter eine Ernie drigung erfahren. Allerdings kommen gewisse Kreise, wie die liberalen Berufe, die Kaufleute, heute seltener und jedenfalls auch später zur Eheschließung als ehemals. Aber dafür heiraten die Fabrikarbeiter im allgemeinen früh und sehr zahlreich. Für die Erklärung des Geburtenrückganges fallen also beide Momente tatsächlich fort. Die Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit selbst hat eine Mehrzahl von Ursachen: physiologische, ökonomische, psychologische und soziale.

Unter den sozialen steht an erster Stelle die Zunahme der städtischen Bevölkerung. Denn das Geburtenbesitz ist eine vorwiegend städtische Erscheinung. In den Großstädten geht schon die absolute Geburtenziffer sehr stark zurück, und natürlich weit mehr noch die allgemeine Fruchtbarkeit (also die Zahl der Geburten auf 1000 der heiratsfähigen weiblichen Bevölkerung von 15 bis 49 Jahren). Die Folge ist, daß neuerdings z. B. in Deutschland bereits die absolute Geburtenzahl ebenfalls zu sinken anfängt. Das Maximum war 1901 mit 2 098 000 erreicht. Im letzten Jahre betrug sie nur noch 1 983 000. Da die großstädtische Bevölkerung einen wachsenden Anteil an der Gesamtheit ausmacht (in Deutschland 1910 schon ein Fünftel), so muß bei deren abnehmender Geburtenquote schließlich die Erscheinung sich auf das ganze Land erstrecken. Die kleineren und mittleren Städte stehen zwischen Großstadt und Land ungefähr in der Mitte: ihre Geburtenzahl und ihre allgemeine Fruchtbarkeit nimmt zwar ebenfalls ab, aber nicht in dem Maße wie die der Großstädte. Dieselbe Erscheinung finden wir in anderen Ländern sich wiederholen: so in Dänemark, Belgien, Schweden, England.

Andererseits führt der wachsende Wohlstand auch zu einer Erhöhung des Genußlebens. Es entstehen neue Bedürfnisse bei den Konsumenten, und um diese befriedigen zu können, wird die Kinderzahl absichtlich zurückgehalten. Das Kind ist nicht wie auf dem Lande eine mitschaffende Arbeitskraft, sondern zunächst ein Mitesser, der Kosten verursacht. Dazu kommt wohl die Erwägung,

* Wir entnehmen diesen Artikel dem Jahres-Supplement 1911/12 (Band XXIV) von „Meyers Großem Konversationslexikon“. Sechste Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.)

daß die Kinder selbst besser aufgezogen werden können, wenn ihrer wenige vorhanden sind. Vor allem auch rheuen die Frauen aus Bequemlichkeit die große Kinderzahl.*) Es sind also zum Teil absichtliche Beschränkungen der Kinderzahl maßgebend geworden. Wir pflegen dies als Neomalthusianismus zu bezeichnen. Er hat in der Neuzeit in allen Ländern große theoretische und praktische Verbreitung gefunden.

Endlich mögen auch rein physiologische Momente mitsprechen. Hier sind es einmal die Geschlechtskrankheiten, die die Fruchtbarkeit vermindern. Wiederum sind diese in den Großstädten mehr verbreitet als auf dem Lande. Andererseits kann auch der Rückgang der Säuglingssterblichkeit von Einfluß sein; denn während der Stillungsperiode ist eine Konzeption physiologisch unwahrscheinlich. So wirkt eine Reihe von Ursachen zusammen, die allgemeine Erscheinung des Geburtenrückganges in den Kulturländern zu erklären.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Insel-Bücher. Der Insel-Verlag in Leipzig zeigt seit Jahren, daß billig und geschmacklos noch lange nicht dasselbe zu sein braucht. Er hat es mit Glück versucht, wertvolle Werke in guter, gediegener Aufmachung für geringes Geld unteres Volk zu bringen. Ich erinnere an die 2- und 3-Mark-Bücher, die unter dem Zeichen des klassischen Zeitalters unserer Literatur standen; an den Goethe zu 6 M., den Armin zu 8 M. Preiswert sind auch die neu erschienenen illustrierten Bücher zu 4 M.: Verhaerens „Rembrandt“-Essay mit 80 Gemälde-Reproduktionen; Gobineaus „Renaissance“ und die von Fr. Schulte ausgewählten, in Korrespondenzen und Truppenbefehlen das Werk des Mannes aufbauenden Napoleon-Briefe, mit je 20 Abbildungen. Ein unergänglicher Besitz ist dann die Bibliothek der Romane, mit ihren roten Leinenbänden zu 3 M. Da hat man Walter Scott mit Ivanhoe und Talisman, hat den alten teuren Robinson Crusoe in der originalen Fassung, das belgische Nationalepos: den „Mienpiegel“ des Charles de Coster. Dann Flaubert mit dem schweren Schicksalsbuche „Madame Bovary“, sowie der farbenvollen „Salambo“. Jacobien ist mit seinen Romanen vertreten; Dostojewski, der Einzige, mit „Schuld und Sühne“. Und eine Deutsche neben Turgenjef, Thaleray, Murger: Das Edelsträulein Luise v. François. Deutscher Landadel um die Zeit der Befreiungskriege. Edelmenschlich und groß ist diese Frau, die viel zu wenig gekannt ist. Große Zeitgemälde, aus denen ein bedeutendes Menschentum mit reiner Herzessflamme mächtig emporragt, sind ihre Romane „Die letzte Neckenburglerin“ und „Frau Erdmuthens Zwillingstöbne“.

Den sichern Geschmack des Verlags bewundert man auch in seinem neuesten Unternehmen, in den hübschen Pappbändchen der 50-Pf.-Bibliothek: „Insel-Bücherei“. Da stehen nebeneinander Mille, Verhaeren, Kobalis, Ricardo Huch, Hofmannsthal mit Iryischen Gaben; Cervantes, Flaubert, Jacobien mit ausgezeichneten Novellen. Zum 600. Geburtsfest des Boccaccio erscheinen fünf Geschichten des Desamaron mit dem prachtvollen Aufsatz Friedrich Schlegels, der für die Westheil der Novelle von großer Bedeutung ist. Das letzte Volksbuch der Deutschen, den Mühlhausen Gottfried August Bürger's, liest man wieder einmal. Eine hübsche Gabe ist das Wanderbüchlein des Johannes Vuybach. Vuybach war ein gelehrter Mann und späterhin Abt des Klosters Maria Laach. Er stammte aus dem Hessischen. In seiner Jugend nahm ihn ein fahrender Schüler mit auf Reisen. Dem armen Johannes erging es dabei sehr schlecht. Er gedachte in einen gelehrten Orden zu kommen und war in einen Bettelorden geraten. Dann entwickelte er seinem Studenten und trieb sich lange in Böhmen als Bierbedienter und Gott weiß was herum, bis er endlich eine Gelegenheit fand zu fliehen und zu seinen Eltern zurückzukehren. In seiner schlichten, treuherzigen Art erzählt Vuybach von seinen Erfahrungen und auch von seinen späteren Studien bis zu seinem Eintritt ins Kloster. Da Vuybach gut beobachtete und ohne alle Brätension das Gesehene wiedergibt, ist sein Büchlein ein bedeutungsvolles Dokument des fünfzehnten Jahrhunderts geworden, aus dem man sich über das Leben der Lehrlinge, über die allgemeinen Zustände und auch über das geistige, religiöse Wesen des Volkes gut unterrichten kann. Freude bereitet die Aufnahme von Schläse Skizzenbuch „In Dingoda“, das mit seinen zarten Bildern aus einer stillen Welt den Leser in eine idyllische Stimmung einspinn. Ganz bedeutend ist Oskar Walzels Essay über „Henrich Bösen“. Das ist höchste psychologische Einfühlungskunst, wie hier der dialektische Prozeß des Bewusstseins Schöpfens dargelegt wird. Bei uns wohl gänzlich unbekannt ist eine köstliche Novelle: „Der Mantel“ von Gogol, eine scharfe Satire auf Beamtenhochmut und Beamten-dünkel, die sehr empfohlen werden muß.

*) Hier kommt der bürgerliche Standpunkt des Autors zum Ausdruck: für die Arbeiterschaft besteht vielfach die Unmöglichkeit, eine große Kinderzahl aufzuziehen.

Alles unergängliches Gut vereinigt eine andere Publikation des Insel-Verlags: „Deutsche Erzähler, ausgewählt und eingeleitet von H. v. Hofmannsthal“. In vier schönen blauen Pappbänden werden hier die reifsten Früchte unserer klassischen Novellenkunst dargeboten. Da ist das Deutschland, das vor hundert Jahren war; der schwärmende Eichendorff und der idyllische Stifter, der volkstümlich dummle Brentano und der düstere Kleist, Hoffmann, Fouquet, Tieck, die Droske, Jean Paul, Büchner. Und unter diesen und andern das Schönste vom Schönen: Rördes „Mozart auf der Reise nach Prag“; nicht mehr als ein zarter Hauch, ausmündend in das melancholisch leise „Zwei Lännlein grünen wo, wer weiß, im Walde“, und doch eine der unergänglichsten, tiefsten Dichtungen, die wir haben. Mit Werken von solch vollendeter Schönheit, wie diesen deutschen Erzählungen, kann man lange leben; sie sind ein Heilbad für die Seele.

Bemerkenswert ist eine Ausgabe von J. P. Jacobsens Werken, auf Dünndruckpapier, in einem Bande. Sie ist reichhaltiger und billiger als alle bisherigen Ausgaben. Sie bereichert die Gedichte wie das Entwurfshafte und gibt zum erstmalig in Deutschen Jacobsens Aufsätze über die Darwinschen Forschungen und Probleme.

Kulturgeschichtliches.

Die Ahnen unseres Klaviers. Die Lyra, die Zither, der frühmittelalterliche Psalterium, eine kleine dreieckige Harfe, der Dulcimer, das unter englischem Namen auftretende Hackbrett, dessen Stahlfreien mit zwei Hämmerchen geschlagen wurden, und wie all die anderen Vorläufer des modernen Klaviers heißen, waren ausnahmslos tragbare Instrumente. Erst später entließ man von der schon im 4. Jahrhundert bekannt gewordenen Orgel das System der Klaviatur. Im 14. Jahrhundert war aus dem Schlaginstrument das Clavichtherium, das erste Tasteninstrument hervorgegangen. Es setzte sich aus einem großen Schallkasten zusammen, der mit Darmsaiten bespannt war, die vermittels der durch die Tastatur bewegten harten Federkiele gerissen und dadurch zum Erklängen gebracht wurden. Verschiedene Verbesserungen verwandelten dann das Clavichtherium zum Klavichord, zum Harpichord, zur Dulcivelle. Das Klavichord, das von Bach in hohen Ehren gehalten wurde, klang so angenehm, daß man es den „Tröster der Bedrückten“ und den „sympathischen Gesossen der heiteren Laune“ zubenannte. Bei den Engländern hieß es „Virginal“. Alle die hier genannten und anderen Spielarten bezeichnen in Wahrheit nur das Spinett. Im 16. Jahrhundert wurden die Darmsaiten durch Metallsaiten ersetzt, die gleichzeitig doppelt gezogen wurden, um den Ton zu verstärken und aushalten zu können. Die Spinetts hatten nur einen Tonumfang von drei Oktaven. Das Instrument wuchs dann bis zu fünf Oktaven und mehreren Klaviaturen heran und wurde so das Clavecin, das Klavicimbal, ein reizendes, mit Bildern und eingeleiteter Arbeit verziertes Möbel, auf dem die nobeln Damen im Meisrod und Puderperücke, galante Kavaliere und nicht minder galante Abbés ihren Gefühlen musikalischen Ausdruck gaben. Auf allen diesen Instrumenten wurden die Saiten durch Stäbchen, die am oberen Ende Federkiele trugen, geschlagen oder gerissen. Ihre harte, abgerissene, näselnde, verschwommene Tongebung konnte den echten Musiker nicht sonderlich befriedigen. Die kleinen Tischstücke, mit denen man die Köpfe der Stäbchen aus Horn oder Elfenbein bekleidete, milderten wohl die Härte des Tones, vermochten ihm aber keine schärfere Klarheit zu geben. Endlich erfind in Jahre 1711 der Italiener Bartolomeo Cristofori das Hammerklavier, das „Pianoforte“, wo das Anschlagspektrum erstmalig durch kleine Hämmer ersetzt wurde, die die Saiten von unten trafen. Damit war das moderne Pianoforte geboren. Dank den Bemühungen Erard Silbermanns und seines Schülers Stein hatte sich am Ende des 18. Jahrhunderts das Pianoforte die musikalische Welt erobert. Die Unbegrenztheit der Tonnancen, die man auf ihm erzielen konnte, machte es zum Alleinherricher.

Der Klavierbau ist vielleicht der Industriezweig, in dem die moderne Wissenschaft und Kultur in gemeinsamer Zusammenarbeit ihren schärfsten Ausdruck finden. Zur Erreichung des Endzwecks, dem Ton die höchstmögliche Zartheit, Reinheit und Kraft des Klangs und dem Gesamtwerk die Solidität zu geben, die dem Temperaturwechsel wie den Fährnissen des Transports trogt, ist das teuerste Material gerade gut genug. Der Kasten ist aus dem widerstandsfähigsten Holz gefertigt, das jahrelang lagern muß, um vollkommen auszutrocknen. Manche große Fabriken halten so Holzbestände auf Lager, die einen Wert von mehreren Millionen darstellen. Der Innenkörper wird aus Buche, Eiche, Linde und amerikanischem Nußbaum hergestellt. Er enthält als wichtigsten Teil der Rahmen, an dessen Tragkraft die höchsten Anforderungen gestellt werden; muß er doch der starken Spannung der Stahlsaiten standhalten, die einen Druck von 15 000 Kilogramm repräsentiert. Das kostbarste Holz bleibt für den subtilen Resonanzboden, die Seele des Klaviers, reserviert. Das Klavier hat übrigens unter den Musikern auch seine Verächter. Meyer, der Schöpfer der in Frankreich hochgeschätzten Oper „Sigurd“ zum Beispiel bezugte ihm eine Gegnerchaft, die einem gegen einen zu teuren Freund genährten Groll entsprach. Alphonse Mare, der den mittelmäßigen Musikern nicht gerade hold war, erklärte: „Der größte Mißstand des Klaviers ist der Klavierspieler“, ein Wort, das die Qual der unglücklichen Hausbewohner verallgemeinert, dem drei oder vier mißhandelte oder verstimmte Klaviere das Leben zur Hölle machen.“